

(9. Fortsetzung und Schluss.)

Sechzigstes Kapitel.

Unablässig kreisten die Gedanken hinter Ruts Stirn, während sie Tante Linda Kompressen legte.

Hans Jochen reiten! In hellen Flammen schlug es in ihr empor. Er mußte diesen Abend fort von Moorgarten.

Die Minuten dehnten sich Rut zu Stunden.

Sie hörte, wie unten im Eßzimmer die Stühle gerückt wurden — die Abendmahlzeit war beendet.

Es war nicht möglich, die Lebende unter irgendeinem Vorwand zu verlassen. In Rut zuckte jede Faser.

Der Amtsrat sah mit Hans Jochen und Brentens allein, während die jungen Offiziere eine Partie Billard spielten.

Rittmeister von Croffen schickte heut' seine Karte p. v. c., sagte er. „Er hat sich versehen lassen,“ entgegnete Hans Jochen kurz.

„Mit mir sehr lieb, sehr lieb,“ fuhr der Amtsrat fort. „dieses Rumskränzeln um Rut! Während hat's mich gemacht.“

„Das wäre eine ganz passende Partie und gute Verforguna für Rut gewesen,“ sagte Gerty weise.

„Verforguna?“ spottete Hans Jochen. „Du hast eine recht profanische Auffassung von der Ehe bekommen. Nimm dich an unser Vater Ruts materielle Verforguna für spätere Zeit bereits unternommen.“

„Das ist doch nur selbstverständlich, Gerty, laß mir endlich mal Rut in Ruhe. Bald willst du in Tante Edelinsens Stuhl sperren, bald soll sie einen Mann heiraten, aus dem sie sich nicht einen Pfifferling macht,“ sagte der Amtsrat ärgerlich. „Für mich ist's einfach Pflicht, für sie wie für mein Kind zu sorgen und Notabene, ich tu's gern. Dir und Hans Jochen bleibt deshalb noch genug.“

„Das ist meines Vaters würdig gedacht. Und Rut soll Heimatsrechte im Moorgarten haben, sie hängt an ihm,“ Hans Jochen stand auf und gab seinem Vater die Hand.

„Nanu! Hast du wirklich mal ein gutes Wort für sie!“ Leberascht sah

Jochen Täubner den Sohn an. „Ist dir's mit dem Heimatsrecht wirklich ernst? Ueberleg dir das genau.“

„Ja, Vater.“

Gerty's Gesicht wurde zusehends länger, und ihr Mann blickte ebenfalls mißvergnügt drein. Sie hatten beide gehofft, Hans Jochen würde bei seinen guten Aussichten auf Avancement auf den Moorgarten verzichten.

„Da siehst du's, Papa! Hättest du Rut zugeredet, Croffen zu heiraten, würde sie eine Heimat haben,“ sagte die junge Frau scharf.

„Das tu' ich nie und niemals wieder,“ rief der Amtsrat mit hervorbrechender Festigkeit, schwer fiel seine kräftige Hand auf den Tisch.

„Hast du das einmal getan?“ fragte Hans Jochen.

Der Amtsrat war betroffen, die Frage klang so dringlich, auch war in Hans Jochens Zügen eine seltsame Spannung. Schweigend standen Vater und Sohn sich gegenüber, fest sahen sie sich an. Unwillkürlich dachte Jochen Täubner daran, wie Rut weinend vor ihm gestanden, und er sie, trotzdem sie Wolf nicht liebte, doch gebeten hatte, treu zu ihm zu halten. Warum hatte er sie nicht gefragt, ob ihr Herz einem anderen gehöre...

„Blödsinn! Ich will dir so manchen in Ruts damaligem Verhalten klar, dazu Hans Jochens konsequentes Fernbleiben. In der besten Absicht begeht man oft den größten Irrtum,“ sagte er leise, daß es nur Hans Jochen verständlich war und verließ das Zimmer.

„Mit Ruts Heimatsrechten im Moorgarten hast du dir und deiner zukünftigen Frau von vornherein eine feste Motte in den Pelz gesteckt,“ spinn Gerty das angeregte Thema weiter.

„Warum?“ fragte Hans Jochen erstaunt. „Der Moorgarten ist groß und bietet vielen Unterkunft. Meine Frau wird dereinst mit Ruts Anwesenheit einverstanden sein.“

„Der weih! Ich glaube nicht, daß zum Beispiel Paula Rumbke es sein würde.“

„Was hat Paula Rumbke bei dieser Frage zu tun?“ beehrte Hans Jochen auf. Es war selten, daß er in seiner ruhigen Beherrschung mal heftig wurde.

de. Seine Augen sprühten Gerty an. „Wie böse du gleich wirst. Ihr macht viel zu viel Weisens um Rut. Papa kann ihr meinetwegen eine Rente aussetzen und damit Schluß. Er tut gerade genug für sie.“

„Und was tut Rut? Gibt es dir nichts, daß sie unsere Eltern mit Treue und Aufopferung umforgt? Sie gibt ihrer Liebe zu Wolf in idealer Weise Ausdruck.“

Lothar und Gerty lachten malignös. „Erlaub mal, lieber Schwager,“ sagte Lothar und zündete sich eine neue Cigarette an. „Ruts Liebe zu Wolf hat wohl nie existiert.“

„Nicht?“ Hans Jochen schaute verblüfft drein. „Aber natürlich.“

Lothar lächelte still vor sich hin, er blies blaue Ringe in die Luft und folgte ihnen angelegentlich mit den Blicken.

„Ne, Hans Jochen, die Liebe war nur auf Wolfs Seite.“ Gerty lachte. „Weißt du noch, Lothar, wie du auf Weihnachtsurlaub kamst und wir uns über die getroffene Braut amüßten. Rut schneit ein Leichenbittegeheiß, sobald Wolf sich nur die leiseste Zärtlichkeit erlaubte. Papa hat ihr dann in seinem Zimmer, kurz ehe wir in die Christmette gingen, gründlich den Kopf gewaschen und da wurde es besser. So richtig was man verliebt nennt, war sie nie.“

Die Offiziere hatten ihre Partie Billard beendet und lebten in den Salon zurück. Hans Jochen stand auf, er hatte das Verlangen, allein zu sein. Hat ein Mensch jahrelang in einem festen Glauben gelebt, und erfährt, daß es ein Irrtum gewesen ist, so bedarf es erst einige Zeit, ehe er Ereignisse und Lage von dem veränderten Gesichtspunkt aus beurteilen kann. So erging es auch Hans Jochen; er machte einen Gang durch den Park, dann suchte er den Vater auf; der sollte ihm sagen, wie die Verlobung mit Wolf zustande gekommen war.

Der Amtsrat sah vor dem Schreibtisch, vor ihm lag ein großes Schreiben. Den Kopf in die Hand gestützt, von seinen Gedanken ganz beherrschet, hatte er den Eintritt des Sohnes nicht bemerkt. Erst als Hans Jochen dicht vor ihm stand, blickte er auf. Hell fiel das Lampenlicht in sein Gesicht.

„Bist du krank?“ fragte Hans Jochen besorgt.

Der Amtsrat schüttelte den Kopf. „Da lies, was die Abendpost brachte.“ Er reichte dem Sohn das Schreiben.

Ein Ruf der Ueberraschung entfuhr Hans Jochen. „So war es doch ein ehrenvoller Abschluß,“ sagte er ernst.

Jochen Täubner hatte das Gesicht mit beiden Händen bedeckt, langsam tropften Tränen zwischen seinen Fingern hervor. „Mein Gott, ich danke dir,“ murmelte er.

Hans Jochen stand neben ihm — er hatte den Arm um seinen Nacken gelegt, auch in seinem Gesicht zuckte es. So verhartete sie Schweigend.

„Sein Konto ist beglichen im großen Schulbuch, und so dürfen auch wir ihm vergeben,“ sagte Jochen Täubner fest und richtete sich energisch empor. Es war, als ob eine große Last von ihm abfiel.

„Hans Jochen!“ klang es leise vor den Fenstern.

Der junge Mann horchte wie elektrisiert auf. Noch einmal wiederholte sich der Ruf.

Im nächsten Augenblick stand Hans Jochen draußen.

Rut lief auf ihn zu. „Hans Jochen — du — du müßt fort von hier, weit, weit fort!“ stieß sie kurz mit bebenden Lippen hervor.

Verständnislos sah er sie an. „Ich soll fort von hier? Und warum?“

„Das mit Wolf hat einen Zeugen gehabt... verlaß den Moorgarten... ich bitte dich... reise ab noch in dieser Stunde — du bist ja sonst verloren.“

Hans Jochen fühlte das Beben der eiskalten Finger, die seine Hand fest umklammerten, das Mondlicht ließ Ruts bleiches Gesicht fast geisterhaft erscheinen — ihre Hastungslosigkeit war ihm unerkennbar, nur so viel verstand er, Abneigung war es nicht, was aus ihrem Gebaren sprach. Aus seinen ersten Augen brach ein Glücksstrahl.

„Rut, wenn du meinetwegen so große Angst hast, ist dein Haß doch vielleicht nicht so tief, wie ich annehme müßte.“

„Ich dich hassen!“ Sie schlug die Hände vors Gesicht.

Hans Jochen zog sie auf eine Bank nieder und legte sich neben sie. „Rut, zwischen uns beiden steht etwas Frem-

des, ich lasse dich nicht wieder, ehe du es mir erklärt hast. Ich glaube, ich habe ein Recht, das zu fordern,“ sagte er bestimmt.

Wie vermoren alles war, was sie sagte, die Worte überfüllten sich förmlich, er schüttelte nur immer den Kopf und konnte keinen Zusammenhang finden.

„Wolf sei nicht ins Wasser gegangen, hat Dedert gesagt und — und —“ „Das ist richtig,“ betätigte Hans Jochen.

„Und ich weiß ja, daß Wolf nie Selbstmord verübt hätte,“ stieß sie rauh hervor, sich heftig aufrichtend.

„Du hast ihn ganz richtig beurteilt, liebe Rut. Wolf kam hierher, sich zu verbergen; nach dem, was vorgefallen war das unmöglich. Nach diesem Jureden gab er endlich meinen Vorstellungen Gehör und verließ heimlich die Gegend. Den nächsten Morgen ist er mit einem Segelboot auf See gegangen. Nur Vater und ich wußten darum, ebenso hielt ich es für meine Pflicht, als mein Abschied, um den ich eingekommen war, nicht bewilligt wurde, meinen Vorgesetzten den wahren Sachverhalt zu sagen. Auf meinen Wunsch schickten sie mich für einige Jahre rüber nach Südwestafrika.“

Rut war von der Bank gegolten und kniete neben Hans Jochen. Ihr Haupt lag auf seinen Knien. „Dach ich jahrelang so Schreckliches von dir denken konnte,“ schrie sie laut auf. Ihre Lippen preßten sich auf seine Hände, sie war ganz aufgelöst vor Schmerz.

Endlich verstand Hans Jochen — ihr beständiges Zurückweichen vor ihm... Erschüttert blickte er auf sie nieder, er hob sie in seinen Armen empor.

„Nicht so, Rut! Das Mädchen, das meine Eltern mit treuester Fürsorge umgibt, dem meine ganze Liebe gehört, kann ich so nicht sehen.“ Sein Gesicht war bleich. „Wir wollen nicht ausprechen, in welcher furchtbaren Verdadht du mich gehabt hast, als meine Frau wirst du das wieder gut machen. Du hättest von Anfang an den richtigen Sachverhalt erfahren müssen. Als ich dich nach der Schreckensnacht im Park fand, müßte ich mir sagen, daß du manches von

dem, was zwischen Wolf und mir gesprochen war, gehört hättest und das Märchen von dem Ertrinken im Bach unmöglich glauben konntest. Nichts ist gefährlicher, als halbe Wahrheit. Aber dann warst du schmer traurig, und ich — nun, ich hatte niemals diplomatisches Geschick. So war es nur natürlich, daß du irreführend wartest und die Konsequenz der Verheimlichung auf mich juristisch. Armes Kind, wie schwer hast du gelitten.“ Hans Jochen küßte sie. Rut hatte die Arme fest um seinen Hals geschlungen. „Dedert hat mit einem Sträfling, einem Matrosen, der zufällig Wolf in Illinois gesehen hat, zusammen gefressen,“ fuhr er fort, „wahrscheinlich wollte er seine Mitteilungen zu Erpressungen dir gegenüber benutzen. Laß ihn reden, er kann weder Wolf noch uns etwas anhaben.“

Hans Jochen machte eine Pause, fester zog er Rut an seine Brust. „Und was tut Wolf in Illinois?“ fragte Rut.

„Er tat, zu was ihm seine Natur trieb, er spielte.“

„Armer Wolf“, flüsterte Rut.

„Ja, armer Wolf“, wiederholte Hans Jochen mit Nachdruck. „Wir wollen ihn ruhen lassen. Vorhin ist die Nachricht gekommen, daß er vor einigen Wochen bei einem großen Brande, bei dem er sich durch Rettung vieler Personen ausgezeichnet, den Tod gefunden hat. Mit einer guten Tat hat er sein verfahrenes Leben gesühnt, und so war es besser, als wenn er nach seiner Entgleisung sich selbst den Tod gegeben hätte, wie seine Kameraden von ihm forderten.“

Tränen rannen über Ruts Gesicht, ihr Herz war voller Erdarmen. Hans Jochen ließ sie gewähren.

Dann gingen sie hinein zum Vater. Stumm schloß Jochen Täubner das Brautpaar in seine Arme. Die vorhin gewonnene Erkenntnis, einmalm Ruts und Hans Jochens Glück gemerkt zu haben, hatte ihn schwer getroffen. Nun gleich das Schicksal auch diesen Irrtum aus und erfüllte zugleich seinen Lieblingswunsch, ohne daß er ihn nur geäußert hatte. Jochen Täubner küßte die Nebel schweben, und es wieder licht im Moorgarten werden. (C n d e.)

Die Sicherheit auf den Weltmeeren.

Die Fortschritte unseres Schiffbaues lassen sich in Kürze folgendermaßen zusammenfassen. Vor hundert Jahren kleine starkwandige Holzschiffe, höchstens etwa 150 bis 125 Fuß lang, mit tunden völligen Formen. Recht eigentlich gebaut wie die Wälle und in Wahrheit auch Spielbälle der See, die auf den langen Ozeanwegen tangen mußten. Heute dagegen mächtige Eisentüsten, deren Länge 650 Fuß überschritten hat und sich in schnellem Tempo der 1000 Fuß-Grenze nähert. Tatsächlich riesenhafte Balkenkonstruktionen, berechnet und bestimmt, bald einmal mit den beiden Enden auf zwei Wagenrädern zu liegen und sich in der Mitte über dem Wellental selber zu tragen, bald wieder mit dem Mittelteil auf einem Wagenramm zu stehen und die beiden Enden mit Gewicht von vielen tausend Tonnen frei zu tragen. Und dann um diese gigantische Eisentüsten, die der Laie gern als Schiffsrippen bezeichnet, um die in Wirklichkeit ein Seitenstück zu den gewaltigen modernen Brückenkonstruktionen ist, aus trächtigen Stahlblechen eine wasserdichte Haut, die den Balken, das Gerippe schwimmend erhält.

Diese technische Entwicklung hat ihre großen Vorzüge. Aber sie weist auch Nachteile auf. Die alten Schiffbauer waren im Kopfrechnen nur schwach. Sie bauten ihre Schiffe nach alten Regeln und standen auf dem Bauernstandpunkt: Viel hilft viel. Sie machten die Rippen aus riesigen Eichen- oder Teakholzstämmen, so stark wie irgendmöglich, und legten Bohlenwände von nicht zu verachtender Dicke über das Gerippe. So entstanden Schiffe, die buchstäblich einen Puff vertrugen konnten. So kam es, daß im achtzehnten Jahrhundert die meisten großen Rauffahrtschiffe auch sofort als Kriegsschiffe dienen konnten.

Diese alten soliden Holzschiffe waren imstande, ein Kanonenfeuer auszuhalten, das die heutigen ungeschützten Schiffe sofort led machen und vernichten würde. Unter solchen Umständen ist es auch begreiflich, daß diese Holzschiffe manchen Stoß von Eisbergen und Klippen ertrugen, der unseren modernen Eisenschiffen verhängnisvoll werden muß.

Denn diese Schiffe sind eben für ganz bestimmte Zwecke berechnet und konstruiert. Sie sind wohlgeegnet, die Beanspruchungen durch die wildeste See auszuhalten. Sie nehmen den Maschinentrieb in Beträgen bis zu 50-, ja 60,000 Pferdekraften sicher auf. Aber es geht ihnen wie jeder zur höchsten Zweckmäßigkeit durchgebildeten

Konstruktion. Sie sind eben nur für ganz bestimmte Gebrauchszwecke wirklich stark. Beanspruchungen, die außerhalb der Bestimmung liegen, richten dagegen sofort große Verwüstungen an. So ergibt sich folgendes Resümee: Die modernen Schiffe sind im normalen Betriebe unendlich viel sicherer, schneller, komfortabler und zuverlässiger als die alten Holzschiffe. Stürme, welche für jene alten Bauten große Gefahren bedeuteten, werden von diesen modernen Schiffen spielend überunden. Aber dafür sind sie weniger widerstandsfähig gegen Unvorhergesehenes. Die alten Holzschiffe hatten gelegentliche Karombologien, bei denen wohl die ganze Tafelrunde über Bord ging, aber dem Schiffsrumpf nicht viel passierte. Die modernen eisernen Körper pflegen dabei gewöhnlich schweren Schaden zu nehmen. Und das begründet sich, wie einmal in den Unterwasser-Räumen eines solchen Dampfers gefanden und gesehen hat, wie sich dort über Wandflächen von vielen Quadratmetern über die mächtigen Eisentüsten nur die verhältnismäßig dünne Blechwand, vielleicht nur dickenstark, dahingiebt. Diese Wand ist stark genug, jeden Wasserdruck auszuhalten. Aber der Vorderboden eines rammennden Schiffes schneidet natürlich hindurch wie durch Butter. Und eine Kollision mit einem Eisberg führt gleichfalls zu schweren Zerschörungen.

Man muß daher an besondere Sicherheitsmaßnahmen denken, und man hat alle diese modernen Schiffe durch feste und dicke eisernen Wände, die sogenannten Schotten, in einzelne Abteilungen unterteilt. Diese Vorrichtung hat den Zweck, bei Beschädigungen der Außenhaut die betreffenden Räume hinter dem Led gegen den übrigen Schiffsräum abzuschließen. Man geht dabei von dem Grundsatz aus, daß mehrere solcher Schottenräume vollaufen können, ohne daß das Schiff sinkt. So nahm beispielsweise seinerzeit die „City of Rome“ nach einer Kollision 3000 Tonnen Wasser, d. h. ungefähr den dritten Teil ihrer eigenen Wasserdrängung auf, blieb trotzdem schwimmfähig und konnte den nächsten Hafen erreichen. Selbstverständlich müssen die Schotten stark genug sein, am dem Wasserdruck standhalten zu können. Es darf nicht vorkommen, daß sie unter dem Druck brechen. Auch müssen die Schottenräume stets gut gangbar sein und von einer Zentralfelle aus sicher geschlossen werden können. Alles in allem sind die Schotten ein gutes Sicherheitsmittel und haben sehr viele Schiffe gerettet, die ohne sie schnell und rettungslos gesunken wären.

Aber man muß damit rechnen, daß ein Schiff auch trotz der Schotten sinkt. Man muß auch für den vollkommenen Schiffbruch Hilfsmittel haben. Das

beginnt mit den Korvetten. Wenigstens für jeden Kabinenpassagier sind Korvetten vorhanden. Aber man darf sich dennoch völlig zuverlässig abgeben, da sie als Rettungsmittel nur sehr geringen Wert haben. Bei rauher See und bei kaltem Wasser haben Korvetten und Schwimmgürtel gar keinen Zweck, bei glatter See jedenfalls nur geringen.

Es käme nun das zweite Mittel, die Rettungsboote. Ueber ihren Wert läßt sich streiten. Bei schwerer See können sie mit einiger Aussicht auf Erfolg nur an der Leeseite zu Wasser gelassen werden. Auf der Luvseite werden sie stets erschlagen werden oder vollaufen. Man muß also in jedem Fall so manövrieren, daß die Boote auf Lee zu Wasser kommen.

In früheren Jahrzehnten war das Schicksal der Schiffbrüchigen dann immer noch recht düster. Heute im Zeitalter der drahtlosen Telegraphie kann wohl jedes sinkende Schiff noch Hilfe herbeirufen, und die Schiffbrüchigen in den Booten haben sichere Chancen, in 24 bis 48 Stunden gerettet zu werden. Deshalb sind die Rettungsboote trotz mancher technischer Mängel heute immer ein wertvolles Hilfsmittel, und sie sollten unter allen Umständen für die gesamte Besatzung Platz bieten.

Auch darin ist in früheren Jahrzehnten gefürchtet worden. Es sind Schiffe in See gegangen, die kaum für zwanzig Prozent ihrer Besatzung Raum in den Rettungsbooten hatten. Heute hat, um eine Zahl aus deutlichen Verhältnissen zu geben, beispielsweise der „George Washington“ bei einer Höchstbesatzung von 3100 Personen in seinen Rettungsbooten 3500 Plätze. Dabei sind die modernen Rettungsboote so stabil, daß sie, so lange man sie nicht übermäßig belastet, auch die rauhe See halten können.

Aber schließlich ist doch das Rettungsboot ein Mittel, das noch aus der Zeit des primitiven Schiffbaues stammt und keinen sonderlichen Fortschritt gemacht hat, während der übrige Schiffbau mit Riesenschritten voranging. In die Zeit der großen Eisenschiffe gehören andere Rettungsapparate, und der Anfang dazu ist bereits gemacht. Man muß die Deckaufbauten dieser Schiffe so ausbilden, daß sie unabhängig vom übrigen Schiffkörper selbständige und sichere schwimmfähige Konstruktion bilden, die nicht mit untergehen, sondern sich von dem sinkenden Schiffe selbständig abheben und schwimmend bleiben, wenn dieses versinkt. Diese Aufgabe ist durchaus nicht so leicht zu lösen, wie es zunächst scheinen mag. Man wird dabei manche Unbequemlichkeiten und manchen Unweiz für die Passagiere mit in Kauf nehmen müssen. Man wird sehr sorgfältig zu konstruieren und zu rechnen haben, damit schwimmfähige

Bauten entstehen, die im normalen Betriebe ein starrs Ganzes mit dem gesamten Schiffkörper bilden und die sich dennoch völlig zuverlässig abgeben, sich nicht festklemmen und nicht mit in den Strudel des sinkenden Schiffes gezogen werden. Wie gesagt, bedeutet die Lösung dieser Aufgabe ein keineswegs einfaches technisches Problem. Aber die Aufgabe ist lösbar, und angesichts der Katastrophe der „Titanic“ sollte man eifriger denn je an ihre Lösung gehen.

Solche Rettungsapparate oder Rettungsbrücken bilden genau betrachtet nur die logische Weiterführung der Schottenidee. Den Schiffkörper zunächst durch Schottenteilung schwimmfähig erhalten, solange es geht, und wenn er dennoch sinkt, andere wasserdichte Räume, Schottenräume, die nicht starr mit ihm verbunden sind, selbständig weiter schwimmen lassen. Das ist der Abergang, dessen Verfolgung in Verbindung mit der drahtlosen Telegraphie die Sicherheit zur See zu einer sehr hohen, beinahe zu einer absoluten machen dürfte. Hans Dominik.

Lebende Uhren.

Eine Einrichtung aus der guten alten Zeit heißt die Universitätsstadt Jena, nämlich eine lebendige Uhr auf dem etwa 250 Fuß hohen Turm der allheiligen Michaelskirche. Es ist die Frau des verstorbenen Turmers, die mit der Hand pünktlich und unerschrocken an der Glode die Stunden anschlägt. Doch sie hat einen männlichen Kollegen in Wittenberg; dieser hat samt seiner Familie hoch oben in der Stadtkirche sein Domizil aufgeschlagen. Er muß ebenso beharrlich auf dem Posten sein wie jede Viertelstunde in ein Horn bläst; in der Nacht lösen ihn seine Anverwandten ab. In dem Turm der prächtigen Marktkirche zu Halle a. S. wohnt seit 36 Jahren der selbe Turmer, der die Gloden zu läuten und die Fremden, die die berühmten Hausmannsküme besetzen, zu führen hat. Auch er ist musikalisch. Abends, im Winter um 8, im Sommer um 9 Uhr bläst er jahraus, jahrein, abwechselnd „Nun danket alle Gott“ oder „Guter Mond, du gehst so stille“ vom Turm herab, unbekümmert, ob die Melodie im Großstadtlärm untergeht oder ob sein großer Kollege Friedrich Händel, der auf dem Marktplatz sein Denkmal hat, ob der unheimlichen Töne schmerzvoll sein Gesicht verzehrt.

Ein Dollar langt doch so schon nicht weit. Wie soll es erst werden, wenn der Schatzamtsekretär ihn kleiner macht?

Verwunderung ist dem Geist, was Dankbarkeit dem Herzen ist.

Alaska als Stiefkind der Regierung.

Das Unternehmern-Element in Alaska ist durch die neuerliche Entscheidung des Bundesobergerichtes, derzufolge das Territorium im Sinne des Zwischenstaatlichen Verkehrs zu betrachten ist, sehr empfindlich betroffen worden, weil dadurch der zur Entwicklung des Gebietes so notwendige Ausbau von Eisenbahnverbindungen wesentlich gehemmt wird. Denn wenn für die dortigen Bahnen dieselben Bedingungen gelten sollen wie für die großen Systeme innerhalb der Ver. Staaten, werden sie nicht imstande sein, ihre kleinen Interessen mit diesen in Einklang zu bringen. Es ist, sagt ein dortiger Eisenbahnmann, als wenn man von einem zwei Jahre alten Kinde dieselben Leistungen verlangen wollte wie von einem Baseballspieler. Alles mit Maß und jedes zu seiner Zeit.

Dem Gericht ist allerdings keine Schuld beizumessen. Es gibt die Gesetze nicht, sondern hat sie nur auszulegen und ohne Zweifel nicht anders gekonnt, als den Status des Territoriums so zu definieren, wie es getan: man wird sich wohl an den Kongreß halten müssen, wenn da Abhilfe geschaffen werden soll. Das Unternehmern-Element in Alaska ist auch schlecht auf die Konservationspolitik zu sprechen, durch die allerdings geschätzte Plätze zur Erschließung der Hilfsquellen des Territoriums brach gelegt worden sind, die aber doch nötig ist, wenn Alaska auch für die Zukunft als Bestandteil des nationalen Reichthums gelten soll und nicht als vogelfreie Domäne privater Spekulation. Inzwischen es ist nie die Absicht der Besizer der dortigen Politik gewesen, Alaska wirtschaftlichen Verungen auszuheben, die Lebensader notwendiger Entwicklung zu unterbinden. Im Gegenteil, durch Einschränkung der großen Interessen sollten sich alle Kräfte, auch die kleinsten, frei entfalten können.

Die Bewohner von Alaska beklagen sich, daß sie schlechter daran sind als die des benachbarten Britisch Columbia, wo die Regierung alles tue, die Anheftung zu fördern, den durch liberales Entgegenkommen herangezogenen Bewohnern zum Vornwärtskommen zu helfen. Anstatt den Besitz eines Anstiebers auf 160 Acres zu beschränken, wie das in Alaska geschieht, gibt Britisch Columbia 640 Acres her und gestattet den Ansiedlern, sich in Gruppen von je zehn zu vereinigen und so genügend Bestium zu haben, auf dem sich die Anlage von Bergwerten lohnt. Der allein auf sich angewiesene Mann kann nichts ausrichten, wenn aber gegen ihre Arbeitskräfte und Mittel zusammen-

ten, läßt sich wohl etwas vor sich bringen. Dazu kommt, daß in Alaska die Bahnen von jeder Meile, die sie bauen, eine Abgabe zahlen müssen; sie dann noch den Vorschriften der Verkehrs-kommission betreffs der Beförderungs-raten zu unterwerfen, scheint nicht gerecht und billig.

Alaska hat acht Eisenbahnen; aber jede für sich ist ein kleines, lokales Unternehmen, zusammen nicht mehr als fünf-hundert Meilen. Wenn sie dem Lande wirklich Nutzen bringen sollen, müssen sie mehr als lokale Interessen dienen, müssen sie zu einem Netz verbunden werden, das im Anschluß an die Transportmöglichkeiten zu Wasser die Kohenschätze des Innern nach der Küste bringen kann. Was in tropischen Zonen das Graben eines Brun-nens ist, das ist im arktischen Gebiet die Erschließung eines Bergwerkes, der Quelle der wärmenden, leuchtenden, treibenden Kraft zukünftiger Gemeinwesen. Das zu verhindern, ist ein schwerer Fehler. Alaska kann, wie Erfahrung beweist, in seinen besiedlungsfähigen Distrikten die Heimat Tausender werden, die aus dem fruchtbaren Boden und dem lohnreichen Inhalt seiner Gebirge mit Erfolg eine zufriedene Existenz zu gründen alle Gelegenheiten finden, nur muß die Bewegungsfreiheit gegeben werden, die jetzt durch unangebrachte Beschränkungen gehindert ist. Daß darin eine Änderung eintreten muß, ist klar, und diese herbeizuführen, selbstverständliche Aufgabe der nationalen Gesetzgebung.

Die Nordlichter Zeitung der Welt.

Seitdem die Telefunkenstation in Green Harbour auf Spitzbergen eröffnet ist, erhalten die dortigen Kolonisten täglich die wichtigsten Nachrichten drahtlos übermittelt. Jetzt ist man dort auch daran gegangen, eine dreimal wöchentlich erscheinende Zeitung Spitzbergens Ende zu veröffentlichen. Sie bringt alle ihr täglich auf Telefunkenweg übermittelten wichtigeren Nachrichten aus der ganzen Welt, die ein für diese Arbeit besonders qualifizierter Beamter des Reichstelegraphen-amtes in Kristiania zusammenstellt (Eine ähnliche Einrichtung, wenn auch nicht gleichen Umfangs, hat man kürzlich auch in den Ver. Staaten für die Bewohner der Magdalena-Inseln im St. Lorenz-Golf getroffen.) Die Zeitung wird telegraphiert und zwar in so viel Exemplaren, als sie Abonnenten zählt. An diesem Prinzip wurde festgehalten, trotzdem angesetzt wurde, auch den im Sommer nach Spitzbergen kommenden Touristen die Erwerbung einer derartigen Zeitung zu ermöglichen.

Nichts ist so ansehend, wie langweilige Gesellschaft.